



## Ein Tod in einer Stadt

Von Christoph Braendle (Text) und Guido Baselgia (Bilder)

Irgendstadt. Schauspielhaus. Restaurant. Ich sitze bei der dritten Tasse Kaffee und überlege mir, ob ich ein zweites Stück Kuchen essen will, als sich ein Mann in meinem Alter zu mir setzt, hager, helles Haar. Er beginnt sofort zu sprechen.

«Sie verzeihen, dass ich Sie so überfalle, ohne Anstand, möchte man meinen, ohne Rücksicht auf Ihr mögliches Bedürfnis nach Ruhe, die Ihnen bestimmt kostbar ist, dennoch, hören Sie mir zu und Sie werden verstehen, ein Mann in meiner Situation, da kann man sich einiges erlauben, da ist man, in einem gewissen Sinne wenigstens, frei und hemmungslos. Der Tod. Erschrecken Sie nicht, das sind drei Buchstaben, Tod oder tot, da ändert sich nichts. Tod, wie gesagt, der Tod, männlich selbstverständlich, der «vollständige Stillstand der Lebensprozesse eines Organismus, der Zustand nach dem Sterben», so nachzulesen in Pekrun's Buch «Das deutsche Wort» mit etlichen Ergänzungen, der Weisse Tod, der Schwarze Tod, Tod und Teufel, Todfeind, todmüde, Todsünde, Todesangst, todesbleich, Todeskrampf, Todesurteil, um nur einige zu nennen, während der gründlichere Brockhaus darauf hinweist, dass «der natürliche Tod die Folge der normalen (sic!) Alterungs- und Rückbildungsvorgänge in den Zellverbänden der mehrzelligen Lebewesen» sei, und fortfährt: «Da sich viele Einzeller ungeschlechtlich durch Zweiteilung der Zelle (ohne Rest) fortpflanzen und durch Tausende von Generationen keine nachweisbaren Veränderungen erleiden, da sie also anscheinend nicht altern, sind sie potentiell unsterblich.» Wundern Sie sich nicht, wenn ich so spreche, denn ich habe morgen Geburtstag: Ich werde 36 Jahre alt. Hübsch, nicht? War-

ten wir's ab, und Sie, unbekannter Freund, leihen Sie mir für eine Stunde Ihr Ohr und spendieren Sie mir doch bitte ein schönes Glas Weisswein.»

Ich tue es, einigermassen verwirrt, will zu einer Frage ansetzen, doch der Mann sprudelt schon weiter.

«Darf ich mich vorstellen: Gräzente Wiese. Schauspieler. Ich sollte, wie gesagt, morgen meinen 36. Geburtstag feiern. Und jetzt diese Sache mit der Katze. Sehr eigenartig. Zuweilen liegt Mordsucht in der Luft der Stadt, finden Sie nicht auch? Jedenfalls: normalerweise kann ich keiner Fliege ein Bein krümmen. Und ich mochte die schwarze Katze vom Nachbardach ganz gern. Was mich allerdings mit ihr verband, das war ein Kleinkrieg um eine Holzkiste auf der Dachterrasse. In die pflanzte ich, der ich erst vor kurzem die stillen Freuden der Kleinstgärtnerei entdeckt hatte, meine Küchengewürze: Schnittlauch, Petersilie, Melisse, Dill, Thymian, Rosmarin und Basilikum. Was das mit dem Tod zu tun habe, fragen Sie, lieber Freund.»

Ich bin ganz still. Sitze atemlos beinahe.

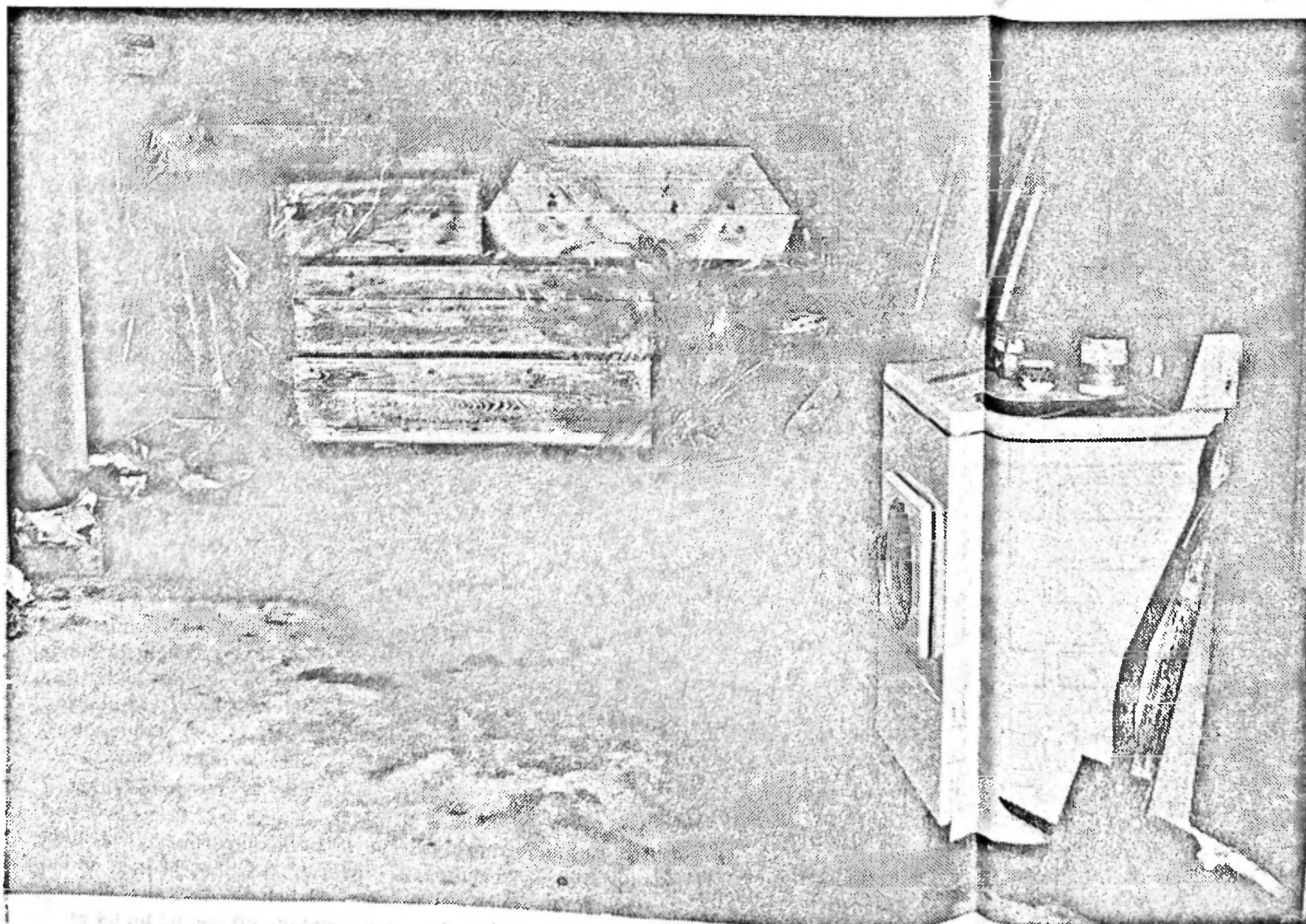
«Warten Sie's ab und lassen Sie mir die Freuden weitreichender Erzählerei. Diese Kiste war der Katze liebster Abort. Am Morgen nach der Bepflanzung klaffte mittendrin ein Loch, die Keimlinge waren jämmerlich gezaust, der heikle Basilikum kaum noch zu retten. Ich kaufte Katzendraht, eine ganze Rolle, und umstellte die Kiste mit den Eisenmaschen. Zwei, drei Tage freute ich mich meines leichten Sieges. Am vierten Morgen war der Basilikum ausgescharrt. Neue Konstruktionen, gewagte,

hochaufragende, errichtete ich, verstärkte den Zaun mit Stacheldraht. Die Katze strich mir bei der Arbeit um die Beine, so zärtlich, so hinreissend anschmiegsam und harmlos, dass ich ihr noch einmal verzieh. Ich bat sie, die Palmtöpfe der Nachbarin als Abort in Betracht zu ziehen, die Katze schnurrte beifällig und schien Verständnis für meine Wünsche zu zeigen. Der Friede der nächsten Tage erwies sich als trügerisch. Noch vor Ablauf einer Woche war die Erde in der Gewürzkiste erneut handtief aufgerissen, der Basilikum kaputt, die festeren Stengel der Petersilie glatt durchgebissen. In meiner Wut packte ich die Katze und schmiss sie vom Dach. Sie hatte ihre neun Leben wohl längst ausgereizt und war auf der Stelle tot.»

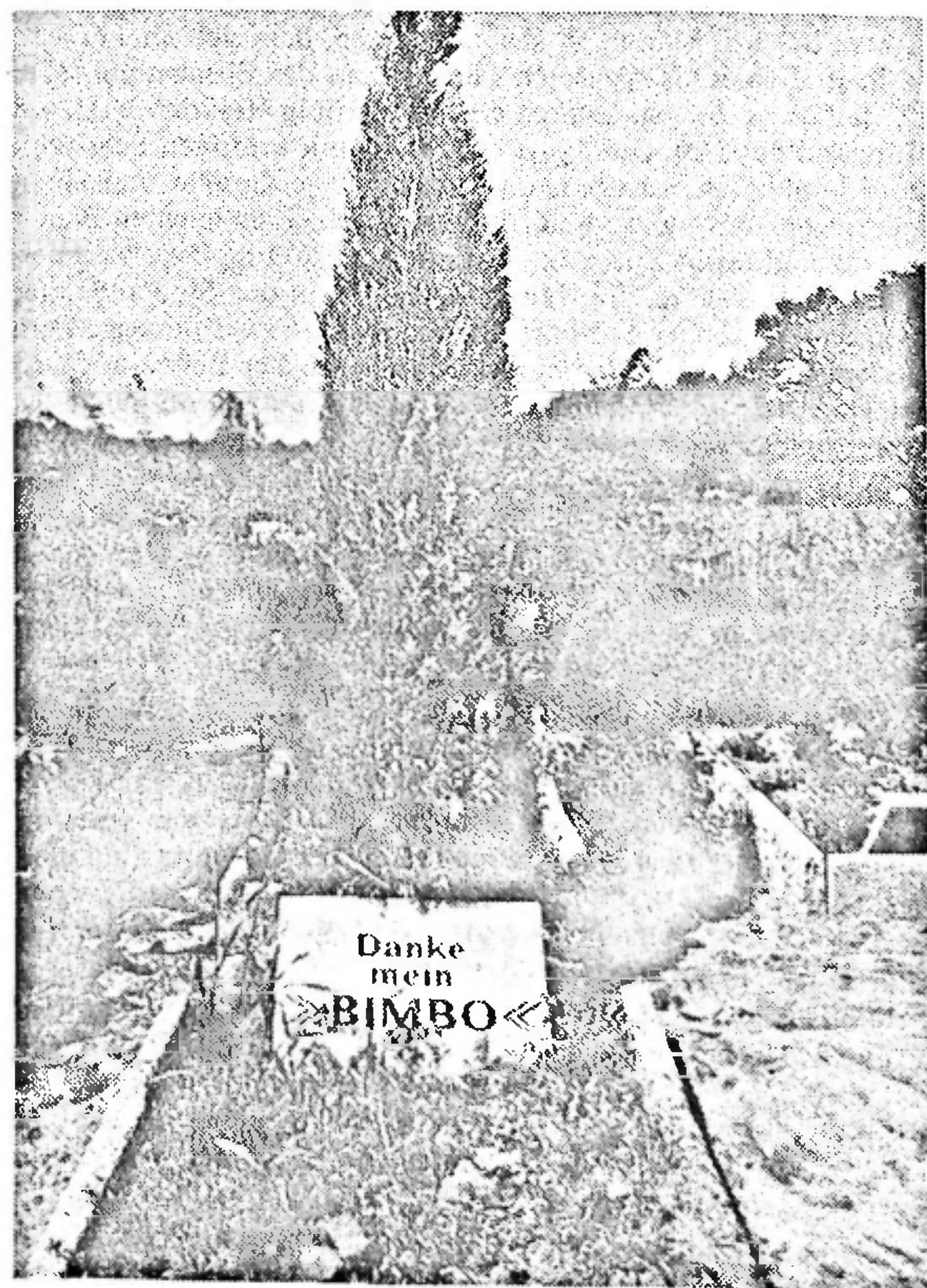
Bestimmt wirke ich einigermassen betreten, denn Gräzente Wiese lächelt.

«Nun, nun, lieber Freund, was ist Schlimmes am Tod, sagen Sie mir das. Nichts. Ich bin auf der Bühne 263mal gestorben, den Othello allein schon 41mal. Der Tod dieser Katze allerdings hat mich an meine eigene Sterblichkeit erinnert, drängender vielleicht, als ich es wahrhaben wollte, und hat mir die Überzeugung der vorchristlichen Griechen in Erinnerung gerufen, dass die Menschen die einzigen sterblichen Wesen sind, die es gibt, weil die Götter unsterblich und die Tiere, da sie nur als Angehörige ihrer Gattung, nicht aber als Individuen existieren, unvergänglich sind. Heute Abend werde ich den Othello zum 42. Mal sterben. Diesmal allerdings wirklich, wahrhaftig und endgültig. Sie wundern sich, dass ich das so genau wissen will? Dazu muss ich Ihnen zweierlei sagen. Erstens wurde mir vor einigen Jahren von verschiedenen Wahrsagern prophezeit, dass ich mit fünfunddreissig sterben werde – ich bin sehr abergläubisch, und heute ist der letzte Tag meines fünfunddreissigsten Lebensjahres. Sie erinnern sich, ich habe morgen Geburtstag –, und zweitens gibt es genügend Quellen, die belegen, dass der Mensch weiss, dass und wann er sterben wird. In den «Romans de la Table ronde» heisst es zum Beispiel: «Lieber, guter Herr, gedenkt Ihr denn so bald zu sterben?» – «Ja», antwortet Gáván, «so erfahret denn, dass ich nur mehr zwei Tage leben werde.» Und er hatte recht, selbstverständlich. Das mögen Instinkte sein, so wie sich gewisse Säugtiere zum Sterben aus der Herde verabschieden und in die Einsamkeit begeben. Da ist ein untrügliches Wissen um den Tod. Und ich, ich weiss, dass ich noch heute sterben werde. Sie sehen, ich ertrage es mit Gleichmut. Das war durchaus nicht immer so. Lange Zeit fürchtete ich die Prophetie jener Wahrsager, glaubte, mich selber töten zu müssen, klammerte mich an Nietzsche («Man sollte, aus Liebe zum Leben –, den Tod anders wollen, frei, bewusst, ohne Zufall, ohne Überfall... Endlich ein Rath für die Herren Pessimisten und andere décadents. Wir haben es nicht in der Hand, zu verhindern, geboren zu werden: aber wir können diesen Fehler – denn bisweilen ist es ein Fehler – wieder gut machen. Wenn man sich abschafft, thut man die achtungswürdigste Sache, die es gibt: man verdient beinahe damit, zu leben»), und ich war schliesslich begeistert von der Idee, mich zu töten. An meinem 35. Geburtstag war das, Sie sehen, ich halte es mit Geburtstag. Ich sah alles sehr schön vor mir: die Trunkenheit zuerst, verschütteter Wein auf der Bettdecke, ein leichter Schwindel, eine Welt, die sich um- und umdreht und nicht mehr anzuhalten ist, dann noch der bittere Geschmack der Füllen am Gaumen, das langsame, friedliche Wegsinken in Vergessen und Schlaf. Und dann – würde ich nicht mehr erwachen. So einfach.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, schien mir zuerst, ich hätte etwas vergessen. Da erinnerte ich mich: ich sollte ja tot sein. Und dann lachte ich. Seither gehe ich durch die Strassen der Stadt und suche nach den Spuren des Todes. Eigenartig. Da ist beinahe nichts. Ein paar Denkmäler, ein paar Kriegsreliquien. Keine Vogelleichen, keine Mausekadaver, nicht einmal ein zertretener Wurm. Alles lebt, blüht, atmet und vermittelt ein Bild, als ob alle kerngesund seien, als ob in dieser Stadt nicht täglich über 60 Menschen sterben, als ob diese Stadt, dank ihrer neunhundertjährigen Geschichte, nicht von beinahe 15 Millionen Toten bevölkert wäre. Als ob das Stadtbild nicht von toter Materie – Glas, Beton, Stahl – beherrscht würde. Der Tod scheint diese Stadt kampflös preisgegeben zu haben. Selbst die Bestattungsinstitute betreiben ihre Geschäfte so offensichtlich für die Lebenden, als hätten sie sich freiwillig eingereicht in die



Auf dem Kleintierfriedhof: Sarglager ...



... und Gräber